

# Der Irre

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **70 (1961)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975024>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE IRRE

Von Hermann Hiltbrunner

Jahre hindurch bin ich ihr auf meinen Mittags-spaziergängen begegnet. Anfangs beachtete ich die sehr schmale, immer dunkel gekleidete Gestalt kaum. Ich grüsste sie zwar, aber sie erwiderte meinen Gruss nicht. War sie vielleicht schwerhörig? Also begann ich lauter zu grüssen und einige Schritte vor ihr an die Mütze zu greifen. Und eines Tages fing sie an, wiederzugrüssen. Es klang abgehakt, es war wie ein kurzes Aufstöhnen. Jetzt erst wusste ich sicher, dass sie geisteskrank sei. Vermutet hatte ich es immer schon; allein schon ihr Gang, ihr Gehaben und ihre Bekleidung sagten es aus, aber es gibt ja überall eigentümliche Menschen, Originale, die sich anders kleiden als die grosse Zahl, die vielleicht vor sich hinreden, den Vorübergehenden nicht beachten und etwas mehr als andere Leute mit sich selber beschäftigt sind. Also unterliess ich es zunächst, sie als eigentlich geisteskrank zu bezeichnen. Jetzt aber überzeugte mich diese Stimme, zusammen mit allen andern, sichtbaren Zeichen, dass eine Irre an mir vorüberging. Ich erinnerte mich an ähnliche Erscheinungstypen, die uns einst in der psychiatrischen Klinik und in Irrenhäusern vorgeführt wurden.

Jedenfalls war diese Frau nicht bösartig krank; wenn sie in einer Uebergangsanstalt lebte, so gestattete man ihr also, auszugehen. Vielleicht litt sie auch an leichter Wandersucht. Poriomanie nannten wir es damals, aber es hiess, dass krankhafte «Wanderzustände» fast ausschliesslich beim männlichen Geschlecht vorkämen. Nun, es handelte sich, da man doch so gerne und schnell Diagnosen stellt, um einen schizophrenen Menschen. Aber Schizophrenie ist ein weites Land, und wer in ihm wohnt, der ist vor allem und meistens bis an sein Ende, ein Mensch.

Da ich einmal behauptet hatte, das Ausbrechen vieler Geisteskrankheiten (die Veranlagung dazu vorausgesetzt) sei die Folge von Lieblosigkeit der Umgebung, und zu ihrer Behandlung und Heilung sei Liebe unerlässlich, wollte ich dieser einsam wandernden Irren mit meinem Grusse beweisen, dass sie mir nicht gleichgültig war. Ich begehrte nicht, zu experimentieren; meine Aufmerksamkeit war nichts als Teilnahme. Dennoch hielt ich die bald deutlichere Artikulation ihres Grusses für einen kleinen Erfolg.

Während des vergangenen Sommers unterblieben meine regelmässigen Spaziergänge. Als ich sie im Winter wieder aufnahm, begegnete ich auch der Wandererin wieder. Und nun begann ich mich auch um die eigentlichen Krankheitszeichen zu bekümmern.

Ich sehe sie kommen. Sie geht nicht, sie schreitet, aber sie schwankt ein wenig im Schreiten. Ich täusche mich nicht: es ist eine gewisse Entschlossenheit in diesen Schritten, etwas fast Zielbewusstes. Sie steht zwar zuweilen still, aber fast plötzlich; nie lässt sich in ihrem immerhin etwas steifbeinigen Schreiten ein Zögern erkennen. Wohin wohl schreitet sie, worauf zielt sie?

Sie trägt einen Regenschirm in der rechten Hand. Mit der linken hält sie ein Taschentuch vor den Mund. Jetzt steht sie wieder wie angewurzelt still und greift mit der Linken nach dem alten, breitrempigen Hut, als wolle sie ihn festhalten oder besser festsetzen. Dann nestelt sie an ihrem Kleid. Dann schreitet sie ebenso plötzlich, wie sie stillstand, weiter; eine Art Anlauf ist nicht festzustellen.

Was für eine Welt durchschreitet sie? Für mich ist der Himmel zwar bedeckt; sie aber rechnet mit Regen. Für mich ist es windstill, sie aber schreitet im Gegenwind. Sie schwankt ein wenig im Schreiten, hält den Hut fest und neigt sich leicht vornüber. Also ist dieser Gegenwind sehr stark; vielleicht ist es Sturm. Die Luft ist mild, aber sie hält das Taschentuch vor den Mund — also ist es ein kalter Sturm, der auf sie zukommt, ein Eissturm, der sich ihr entgegenstürzt... Ein Sonnenstrahl fällt vor mich auf den Weg. Ihr aber scheint die Sonne nie... Quo vadis, homine? Durch welche Wetter sendet dich dein Inneres, dem du gehorchst? Ist es süss, so zu gehorchen? Ist es Schicksal, so unterwegs zu sein?

Jetzt geht sie an mir vorüber. Ihr Gruss ist ein einziger, kurzer Laut — ein Ausruf des Erschreckens, ein kleiner Schrei.

Was ist geschehen? Ist ihre Krankheit schlimmer geworden? Ich weiss es nicht; nichts weiss ich von diesem Menschen. Sein Weltbild ist mir unerschliessbar. Ich weiss nur, dass es sich gegenüber dem unsrigen verschoben hat, dass dieses Bild für sie aus dem gewöhnlichen in gleichsam polarisiertes Licht gedreht ist — um wieviel Grad und um welchen Preis?

Da schreitet ein Mensch durch die Welt, durch den Sturm dieser Welt, durch die Leere dieser Welt, durch die Kälte dieser Welt... Und hilflos sehe ich ihr nach. Vielleicht schreitet er einem Abgrund zu, und niemand ruft ihn zurück. Niemand ruft ihn zurück und nimmt ihn auf in seine Liebe.

Ist dieses Schreiten entschlossen und zielbewusst? Es ist vielmehr ein Schreiten um des Schreitens willen. Herkunft ist keine, Ziel ist kei-

nes. Das Bild der Verlorenheit stellt sich ein. Der Abgrund ist dicht vor dir. Du schiebst ihn vor dir her. Nein, halt, ich sehe, er ist *in* dir: Du selbst bist der Abgrund und der Sturz in ihn, aber auch die Flucht vor ihm — du bist auf der Flucht vor dir selbst.

\*

Ich sehe ihr nach, und für einen Augenblick ist mir, als schreite ich selber dort . . . Dann aber sehe ich etwas anderes: es ist die Menschheit, die dort durch den Sturm der Welt schreitet, die Menschheit, der sich der Eissturm der Friedlosigkeit entgegenwirft. Vor ihr schwindet der Grund zum Abgrund, der im gleichen Masse, wie sie sich vorwärts bewegt, zurückweicht, aber wie lange noch?

Ich sehe einer Verstörten nach — und meine, die verstörte Menschheit zu sehen? Geistesgestört — was ist sie am Ende, wenn nicht verlorene Orientierung, verlorenes Gleichgewicht, verlorene Harmonie? Und da schreiten wir entschlossen vor, als hätten wir ein Ziel, aber unser Antlitz strahlt nicht vor Glück. Unser Gehen ist, als seien wir gejagt; unser Schreiten ist, als seien wir verfolgt. Unsere Züge sind erstarrt. Wir erschrecken, wenn uns etwas begegnet. Wir fahren zusammen, wenn sich etwas ereignet.

Brach diese Menschheitskrankheit, diese Welt-Schizophrenie nicht auch aus, weil die Liebe fehlte? Wurzelt diese Welt-Gespaltenheit nicht am Ende auch in der Lieblosigkeit? Und sollte da

diese kranke Welt nicht auch geheilt werden können durch Liebe?

Jedoch, die dort dahinschreitet, ist ein armes, einzelnes, verlassenes Geschöpf. Wie könnte sie da das Symbol der Menschheit sein? Den Einzelnen kann ein Einzelter, den Liebeverlassenen kann Liebe zurückrufen, und er würde umkehren und den Abgrund hinter sich lassen. Aber uns alle zusammengenommen —, wer, was kann uns abhalten, weiter dem Abgrund entgegenzugehen? Welche Macht könnte uns zurückrufen? Der religiöse Mensch weiss eine Antwort, die den Zweifelnden nicht überzeugt. Jedoch auch dem Zweifler ist gewiss, dass Liebe, wenn sie allgemein wäre, die Welt heilen könnte. Aber sie ist nicht allgemein. Was tun wir, wenn die halbe Welt kein Bedürfnis nach Liebe empfindet? wenn sie nur hungert nach Macht? wenn sie in ihrer Krankheit die Liebe verneint? Dann bleibt das Heilmittel inapplikabel, unanwendbar.

Wir werden weiterschreiten müssen, den Abgrund vor uns, aber wir trachten, ihn auszufüllen oder zu überbrücken. Das ist schwer, vielleicht unmöglich. Aber ist es denn so undenkbar, dass das Genie der Liebe einmal alle Menschen erfasst, dass es die ganze Welt umspannt und alle Gespaltenheit ein Ende nähme? . . . Auf einmal hat sich der Abgrund geschlossen, der Irrsinn erlischt, die Liebe hat gesiegt, die Harmonie ist wieder hergestellt, und Friede strahlt über einer geheilten Welt?

## EINIGE GEDANKEN ZUR HEIMATLOSIGKEIT

Von Dr. Kreyssig, Berlin

*Im Oktober 1959 sprach an der letzten Jahresfrauentagung des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin Dr. Kreyssig über das gerade in Berlin so aktuelle Thema «Was ist Heimatlosigkeit?». Aus dieser Ansprache bringen wir nachfolgend — aus dem Zusammenhang allerdings herausgelöst — einige Fragmente.*

*Die Redaktion*

**B**evor wir uns ernstlich fragen, was *Heimat* und *Heimatlosigkeit* sei, möchte ich auf den Dichter Max Bruns hinweisen, der in seinen «Terzinen von der Weltfahrt» die Einsicht, dass der Mensch auf unserer Erde keine bleibende Statt hat, als *kosmisches Daseinsgefühl* wertet. Diese *Vorletztheit* unserer Erdexistenz gilt aber, wie die moderne Naturwissenschaft einmütig feststellt, für den ganzen Kosmos, der nach dem Gesetz des Energiegefälles von einem Anfang zu einem Ende geht. Bedenken wir dazu die Vorletztheit unserer leiblichen Existenz, so ist der herkömmliche Begriff von *Erdenheimat*, um die es sich hier handelt, begrenzt . . .

In welchem Sinne ist die irdische Heimat eine echte Wirklichkeit und nicht nur ein Mythos oder eine emotionale Grösse? Hier sprechen Zahlen eine beredte Sprache; sie sind der Befund über die *Weltheimatlosigkeit* unserer Tage, die wie die Fieberkurve einer Krankheit auf Tod und Leben anmutet. *Vierzig Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene in der Welt!* Wenn wir Tag und Nacht so rasch zählen, dass dieses Zählen eben noch verständlich ist, brauchen wir für vierzig Millionen neun Monate und zehn Tage. *Und jede Zahl ist ein heimatloser Mensch!* Eine fast *unvorstellbare Tatsache!* . . .